



Meister des Handwerks in Peru: Die Moche

Sie bestechen nicht durch Prunk, die Moche, sondern als hochqualifizierte Keramiker und Metallverarbeiter. Die Ausstellung im Museum zu Allerheiligen erlaubt eine spannende, bereichernde Begegnung mit einer schriftlosen Kultur.

Andreas Schiendorfer

Der Schönheit der rund 250 im Museum zu Allerheiligen ausgestellten Objekte der Moche-Kulturen kann man sich nicht entziehen. Die Moche, auch Mochica genannt, haben eben mit dem französischen Wort «moche» für hässlich oder mies rein gar nichts zu tun. Wer künstlerisch oder kunsthandwerklich tätig ist, findet hier einen reichen Quell der Inspiration.

Noch lohnender ist es, sich auf eine kulturelle Begegnung einzulassen und sich im Geiste auf die Reise in den Norden Perus zu machen, eines Landes, das mehr als 30 Mal grösser als die Schweiz ist.

Abschied zu nehmen, gilt es dabei, von einem vereinfachenden Bild Altamerikas: die Maya auf der Halbinsel Yukatan, die Azteken in Mexiko und die Inka in Peru. Über einen langen Zeitraum haben verschiedene «Kulturen» ihren Beitrag zur Entwicklung geleistet – in Peru zwischen 100 und 800/850 auch die Moche, zeitgleich mit den Recuay und den Nasca.

Bekannt dank Marcel Ebnöther

Der peruanische Archäologe Walter Alva – er hat das Geleitwort zum Moche-Katalog geschrieben – entdeckt 1987 das reichhaltige Grab des Señor de Sipán, in Fachkreisen eine Sensation. Doch in der

Schweiz nimmt dies noch kaum jemand zur Kenntnis. In Schaffhausen hört man jedenfalls erst von den Moche, als Marcel Ebnöther 1991 der Stadt Schaffhausen seine archäologische Sammlung schenkt – und als einige Jahre später ein Ramsemer Bauernehepaar Pepinos anzubauen beginnt.

Die Melonenfrucht stammt aus den Anden und ist für die Moche-Kulturen von hoher wirtschaftlicher Bedeutung. Dies schliesst man aus überproportional vielen Pepinos-Darstellungen auf Keramikobjekten; auch in der Ausstellung findet sich eine Gabelhalsflasche mit Körbchen voll von Feldfrüchten, darunter Pepinos. Für kulturelle Interpretationen ist man auf die keramische Bibliothek angewiesen. Schriftliche Zeugnisse gibt es keine.

Dies ist der grösste gedankliche Sprung, den es zu machen gilt: Zu akzeptieren, dass ein schriftloses Volk keineswegs primitiv sein muss, sondern auf verschiedenen Gebieten über hochentwickelte Fähigkeiten verfügen kann – wie bei uns die Kelten.

Gerade solche Fragen beschäftigen den Leimfabrikanten Marcel Ebnöther (1920–2008) seit einem mehrjährigen Südamerikaaufenthalt. Er investiert einen grossen Teil seiner Freizeit und seines Vermögens in eine archäologische Sammlung von zu-



letzt über 6000 Objekten. Doch es ist nicht, wie üblich, eine prunkvoll-ästhetische Sammlung, sondern eine philosophische. Es geht um Erkenntnisgewinne durch einen Vergleich der Kulturen. «Ebnöther lehrt uns, den Wert des Unscheinbaren zu erkennen», führt Sammlungskurator Werner Rutishauser aus. «Wer ausser ihm kommt auf die Idee, eine unscheinbare Holzkeule der Moche zu kaufen! Diese besitzt aber bei den rituellen Kämpfen eine zentrale Bedeutung.»

Eine kulturelle Brücke nach Peru

Der peruanische Botschafter Luis Alberto Castro Joo ist an der Vernissage sichtlich stolz auf die Ausdruckskraft und die Perfektion der Keramik und der metallenen Objekte. «Diese Ausstellung schlägt eine kulturelle Brücke nach Peru», erklärt er auf Englisch. «Das Museum zu Allerheiligen ist eine hervorragende Botschafterin für unser Land.» Diplomatisch spricht er von Peru, doch eigentlich meint er die Region der Moche-Kulturen – seine eigene Heimat, denn er stammt aus der Kleinstadt Chimbote am Rio Santa.

Trotzdem bleibt die sensible Frage der Raubkultur und der kulturellen Aneignung im Raum stehen. Dazu Werner Rutishauser: «Niemandem hilft es, wenn wir in

Europa alle Museen leeren und die Kulturobjekte unbesehen und vor allem ungefragt in die Herkunftsländer zurückgeben. Aber wenn aufgrund unseres Katalogs peruanische Museen begründete Besitzansprüche erheben, dann werden wir das unvoreingenommen prüfen. Im Zusammenhang mit unserer Etrusker-Ausstellung haben wir ein weiteres Objekt nach Italien ausgeliefert, bei anderen laufen derzeit Abklärungen.»

Er sei froh, dass seit 2005 gesetzliche Richtlinien vorliegen, die 2016 in Bezug auf Peru noch spezifiziert worden sind, meint Rutishauser, der selbst regelmässig in Messoamerika an Grabungen teilnimmt. Damit werde aber die Zerstörung archäologischer Fundstätten – von Johann Jakob von Tschudi schon 1846 beklagt – kaum unterbunden. «Die meisten Raubgräber wollen nicht reich werden, sondern einfach sich und ihre Familien ernähren», so Rutishauser pragmatisch. «Wir müssen ihnen alternative Einkommensmöglichkeiten verschaffen, vor allem durch den Tourismus.»

Werbung für die Ruta Moche

In normalen Jahren besuchen bis zu zwei Millionen Touristen die Ruinenstadt Machu Picchu, weshalb dort Zutrittsbeschränkun-



«Raubgräber müssen alternative Einkommensmöglichkeiten erhalten, insbesondere durch den Tourismus.»

Werner Rutishauser
 Kurator archäologische Sammlung Ebnöther

gen gelten. Auf die Ruta Moche hingegen verirren sich nach wie vor nur einige Tausend Personen.

Die Moche-Kulturen finden sich auf einem etwa 500 Kilometer langen, wüstenartigen, doch durch verschiedene Flüsse durchzogenen Küstenstreifen, der etwa 250 Kilometer nördlich von Lima beginnt. Am bekanntesten ist die Stadt Trujillo, deren Aufnahme auf die Unesco-Welterbeliste eigentlich überfällig ist. Bis jetzt sind drei Kleinstädte archäologisch erforscht worden: Huacas de Moche und Galindo im Süden sowie Pampa Grande bei Sipán im Norden. Sehenswert sind nicht zuletzt die Mondpyramide (Huaca de la Luna) und die Sonnenpyramide (Huaca del Sol), die beiden grössten Bauwerke Alt-Südamerikas.

Viele Rätsel bleiben offen

Über die Moche als Ethnie weiss man kaum etwas, weshalb man von Moche-Kul-

Botschafter Castro Joo hinter der Vitrine mit der Maske mit den Ohrpflocken (Mitte).



Werner Rutishauser vor der Vitrine zum Thema (täuschend echter) Fälschungen.

turen spricht, einer im Norden und einer im Süden. Vielleicht sind die Moche Nachkommen der Cupisnique, welche die Gabelhalsflaschen erfunden haben, vielleicht besteht ein Zusammenhang mit den Virú. Nach 800 sind die Moche jedenfalls aufgrund klimatischer Veränderungen verschwunden und von den Huari verdrängt worden. Doch zumindest kulturell leben sie in den späteren Chimú weiter. Und irgendwann sind dann die Inka gekommen und haben vom 13. bis 16. Jahrhundert ein Riesenreich mit rund 60 Ethnien errichtet.

Mit solchen Fragen braucht man sich nicht zwingend zu beschäftigen, es reicht, die Keramik mit ihren vielfältigen Formen, ihren realitätsnahen Porträts und ihrer bestechenden Feinmalerei zu studieren, über das Können der peruanischen Metallverarbeiter zu staunen und vielleicht zum Botschafter der Moche zu werden. Zeit dazu hat man bis zum 28. April 2024.



Maske mit Reisszähnen. Kupfer, Zinnober, Silber, Gold, Türkis. Sammlung Ebnöther.

BILD MUSEUM ZU ALLERHEILIGEN/IVAN IVI



Das auf der Keramik aufgemalte rituelle Kriegernarrativ wird in einem Comic veranschaulicht.

«Diese Ausstellung schlägt eine kulturelle Brücke nach Peru.»

Luis Alberto Castro Joo
Botschafter der Republik Peru
in der Schweiz



Nasenschmuck mit zwei Spinnen, Gold, 2,0 cm hoch, 1,8 g schwer, Sammlung Ebnöther.

BILD MUSEUM ZU ALLERHEILIGEN/IVAN IVIC



Gabelhalsflasche in Form eines liegenden Panflötenspielers, Sammlung Ebnöther.

BILD MUSEUM ZU ALLERHEILIGEN/IVAN IVI



Trompete mit einer Widmung und gestreifter Stürze, Ton, bemalt, Länge 35 cm, Sammlung Ebnöther.

BILD MUSEUM ZU ALLERHEILIGEN/IVAN IVIC